

SVEN R.  
KANTELHARDT



MÖNCHSBLUT  
DIE CHRONIK  
DES NORDENS

Kampf im Heidenland zwischen Hammaburg und Haithabu

HISTORISCHER ROMAN

Sven R. Kantelhardt

Mönchsblut



Sven R. Kantelhardt

# **Mönchsblut**

## Die Chronik des Nordens

Kampf im Heidenland zwischen Hammaburg  
und Haithabu



**Kantelhardt, Sven R.: Mönchsblut. Die Chronik des Nordens, Kampf im Heidenland zwischen Hammaburg und Haithabu. Hamburg, acabus Verlag 2021**

5. Auflage 2021

ISBN: 978-3-86282-277-5

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich und kann über den Handel oder den Verlag bezogen werden.

ePub-eBook: 978-3-86282-279-9

Lektorat: Michaela Schümann, acabus Verlag

Korrektorat: Rieke Heinze, acabus Verlag

Satz: metiTec Satzsystem, me-ti GmbH Berlin

Umschlaggestaltung: © Marta Czerwinski, acabus Verlag

Umschlagmotiv: Slawisches Götteridol, © Fotografin: Kirsten Storm, mit freundlicher Genehmigung des Oldenburger Wall-museums, Oldenburg in Holstein

Karten: © Sven R. Kantelhardt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

Der acabus Verlag ist ein Imprint der Bedey und Thoms Media GmbH, Hermannstal 119k, 22119 Hamburg

---

© acabus Verlag, Hamburg 2021

Alle Rechte vorbehalten.

<https://www.acabus-verlag.de>

Gedruckt in Deutschland

**Zum Gedenken an meinen Großvater  
Wilhelm Wichers**

## Liste der Hauptpersonen

**Ascha**, Nichte des Abodritenfürsten Oklot

**Burwido\*** (der Jüngere), Wilfriths jüngerer Bruder

**Burwido**, Großvater von Wilfrith, Burwido und Theobald

**Dietrich**, Mönch, Wilfriths Lehrer

**Erik III.** von Haithabu\*, seine Frau **Gisela\*** (Tochter des Dänenkönigs Harald Klakk\*) und seine Tochter **Ragnilde\*** (die Reiche)

**Oklot**, Abodritenfürst

Herzog **Otto\*** (der Erlauchte; Liudolfs Sohn), Herzog von Sachsen, Nachfolger seines Bruders Brun, der 880 bei Ebbekesdorp von Wikingern erschlagen wurde

**Pribizlaus**, Großfürst des Stammes der Wagrier

Erzbischof **Rimbert** von Bremen/Hamburg\* (der Nachfolger von Bischof Ansgar\*)

**Stanislav**, Wagrisher Heringsfischer und Händler

**Thankmar**, **Theobald**, **Gertrude**, **Eilika**: Weitere Familienangehörige Wilfriths und Burwidos

**Willehad**, ein sächsischer Knecht

**Wilfrith**, Mönch und Chronist

**Vlad**, Wilze, ehemals Sklave bei den Abodriten und später Knecht auf einem sächsischen Hof

Bei den mit einem \* gekennzeichneten Personen handelt es sich um historische Persönlichkeiten.

Prolog, Juli 881	8
Kapitel 1 – Nordalbingen, <i>anno domini</i> 880	10
Kapitel 2 – Die ersten Gerüchte	18
Kapitel 3 – Vorbereitung und Aufbruch	34
Kapitel 4 – Der Weg ins Abodritenland	52
Kapitel 5 – Von Wölfen und Vily	72
Kapitel 6 – Auf dem Eis	93
Kapitel 7 – Durchs Feuer	108
Kapitel 8 – Ein unerwartetes Wiedersehen	122
Kapitel 9 – Immer weiter führt der Weg	141
Kapitel 10 – Eine Seefahrt	160
Kapitel 11 – Starigard, die alte Burg	182
Kapitel 12 – Von der Sturmstillung	198
Kapitel 13 – Fürst Eriks hohe Halle	216
Kapitel 14 – Fremde Reiter	236
Kapitel 15 – Markbeißers letzter Biss	254
Kapitel 16 – Zu viel Stolz	264
Epilog, Dezember 881	269
Historische Anmerkungen	270
Medizinische Anmerkungen	272
Alte Maßeinheiten	272
Zur Schreibweise der Ortsnamen	273

## Prolog, Juli 881



n der Schreibstube war es heiß und stickig. Wilfrith wischte sich mit dem Ärmel der Kutte den Schweiß von der Stirn. Er hatte es aufgegeben, den schweren Wollstoff hochzukrempeln, nach kurzer Zeit fiel er doch wieder herunter und klebte unangenehm an seinen verschwitzten Armen. Um ihn herum hörte er das Murmeln der Brüder, die ihre Texte beim Kopieren halblaut mitsprachen, um Fehler zu vermeiden.

Bis zur Vesper blieb ihm noch eine knappe Stunde, und vielleicht konnte er auch vor der Komplet noch etwas schreiben. Jetzt im August erleuchteten die Strahlen der Abendsonne die Schreibstube noch eine ganze Weile.

Im Winter herrschte im *scriptorium* ständig Dunkelheit und es wurde bitterkalt, obwohl es der einzige beheizbare Raum im ganzen Kloster war, abgesehen von Abtwohnung und Spital. Letzten Winter, erinnerte sich Wilfrith, hatte er ständig gefroren, aber da befand er sich auch gar nicht im Kloster, nicht einmal in Bremen. Zusammen mit wenigen Gefährten hatte er weit entfernt von den Ufern der Wirraha und Rimberts steinernem Dom<sup>1</sup>, noch jenseits des sächsischen Limes<sup>2</sup>, zahlreiche Abenteuer bestanden. Heimgekehrt nahm sich Wilfrith vor, das Erlebte niederzuschreiben, zur Erbauung und Mahnung kommender Geschlechter und zum Ruhme Gottes, des Allmächtigen.

Seine Gefährten hatte er deshalb immer wieder auf das peinlichste befragt und sie ermahnt, auch keine Einzelheit ihrer Sichtweisen des Erlebten zu verschweigen. Am Ende kam es ihm vor, als habe er die ganze Geschichte nicht nur einmal, sondern gleich mehrmals

---

<sup>1</sup> Rimbert war seit dem Tode des Hl. Ansgar 865 Erzbischof von Bremen. Er ließ den durch Feuer vernichteten Dom in Bremen (an der Wirraha, heute Weser/Werra) wieder aufbauen und zwar erstmals in Stein.

<sup>2</sup> Sächsischer Limes: *Limes saxoniae* bei Adam von Bremen. Die Grenze zwischen sächsischem und elbslawischem Siedlungsgebiet in Holstein, festgelegt unter Karl dem Großen. Der Limes bestand, anders als die bekannte römische Grenzbefestigung, nicht aus Wall und Graben, sondern lediglich aus einem Streifen von Urwäldern und Sümpfen.

erlebt und dabei noch manch Erstaunliches erfahren. Aber nun endlich lag das helle, feine Pergament vor ihm ausgebreitet, bereit seine Worte aufzunehmen; er würde seinen Reisebericht mit denen seiner Gefährten abwechseln, damit auch alle Sichtweisen vertreten waren. Doch so, wie die ewige Ordnung vorsah, dass, wenn die Sonne ihren Lauf vollendet, stets die Nacht und auf Sommer und Herbst stets der Winter folgte, musste auch in seinem Bericht eines dem anderen folgen, und so besann sich Wilfrith auf den Beginn der langen Reise.

### Wilfrith



an schrieb bereits das Jahr 880 nach der Geburt Jesu Christi; doch die Sache seiner Anhänger stand alles andere als günstig. Zumindest hier in Nordalbingen, in der nördlichsten Mark des Frankenreiches, wo die bereits christianisierten Sachsen noch von heidnischen Nachbarn umringt wurden. Im Februar war Herzog Brun bei Ebbekesdorp<sup>3</sup> im Kampf gegen die Ascomannen<sup>4</sup> gefallen. Ein großer Teil der waffenfähigen Sachsen fand mit ihm den Tod. Die Ascomannen zogen zwar nach ausgiebigen Plünderungen wieder ab, doch in weiten Teilen des Landes waren Felder und Dörfer verheert, und wo noch alles stand, da fehlte es an Männern, um die Äcker zu bestellen und die Ernte einzubringen. Auch vor einem erneuten Ascomannenüberfall von See her oder von jenseits der Egdora<sup>5</sup> war man keinesfalls sicher. Als ob das alles nicht genügte, gebärdeten sich die abodritischen<sup>6</sup> Stämme der Wagrier und Polaben im Osten immer feindseliger, obwohl sie doch bereits vor vielen Jahren Knie und Häupter vor dem Kaiser<sup>7</sup> gebeugt hatten. Aber der Kaiser war nun lange tot, und daher mussten sich die Sachsen selbst helfen.

Und auch Wilfrith hatte beschlossen, seinen Teil der Hilfe beizutragen, denn seine Familie zählte zu den Betroffenen: Wilfriths Vater Thankmar und einer der Kleinknechte waren in der Schlacht von Ebbekesdorp gefallen, und Willehad, der Großknecht, kehrte allein und geschlagen zurück, um die Nachricht von der Niederlage und den herben Verlusten für den heimischen Hof zu überbringen.

---

<sup>3</sup> Am 2. Februar 880

<sup>4</sup> Ascomannen: altsächsische Bezeichnung für Seeräuber (Asc = kleines Schiff), hier dänische Wikinger

<sup>5</sup> Heute Eider

<sup>6</sup> Abodriten, Wagrier, Polaben: Die Abodriten waren ein elbslawischer Stammesverband im heutigen Mecklenburg und Ostholstein. Die Wagrier bildeten den nördlichen, die Polaben den südlichen Teilstamm.

<sup>7</sup> Kaiser Ludwig der Fromme 814-840

Eigentlich hätte Thankmar nur mit einem Knecht zum Aufgebot des Herzogs erscheinen müssen, denn zu seinem Hof gehörten nur zwei Hufen Land. Doch damit war er immerhin ein ‚Schöffensbarfreier‘, ein zum Schöffensstand im Grafengericht zugelassener Freier. Und Wilfrith wusste, dass sich sein Vater, der immer der Sünde des Hochmuts gefrönt hatte, daher gern wie ein Edler aufführte. Und welcher Edle zog nicht wenigstens mit zwei Knechten in den Krieg?

Immerhin war der Hof mitten im Stormarngau, zwischen der Hammaburg<sup>8</sup> und dem sächsischen Limes, vor den herumstreifenden Ascomannen relativ sicher.

„An der Elbe und um Bardewik<sup>9</sup> im Bardengau haben die Ascomannen fürchterlich gewütet. Dörfer und Felder sind verwüstet und ganze Höfe verwaist“, hatte ein geflohener Knecht in Bremen berichtet. Wilfrith war unter dem Eindruck seiner Worte, die er nach der Messe mitbekommen hatte, zu Erzbischof Rimbart geilt.

„Heiliger Vater, da mein leiblicher Vater in Ebbekesdorp im Kampf gegen die Heiden Hand und Herz verlor, wie ich von meiner Familie erfuhr, bitte ich Euch inständig um Eure huldvolle Gnade zu einer Reise in die Heimat. Da ich nicht bei Ebbekesdorp kämpfen konnte, will ich meinen Anverwandten nun wenigstens als Mönch in der Trauer und mit meinen Händen bei der Feldarbeit beistehen, denn sie sind nun zu wenige und können auch keine fremden Knechte anheuern, da alle gefallen oder geflohen sind.“

Und Rimbart hatte ihm seinen Segen erteilt.

So kam es, dass Wilfrith den gesamten Sommer über auf dem elterlichen Hof weilte.

Inzwischen begann sich das Laub der Bäume bunt zu verfärben und die Wildgänse zogen in langen Reihen über den tiefblauen Himmel.

---

<sup>8</sup> Das heutige Hamburg

<sup>9</sup> Die Stormarn waren einer der drei Teilstämme der nordalbingischen Sachsen (neben Dithmarschen und Holsten). Die Barden waren ein südelbischer Teilstamm, dessen Name an die Langobarden erinnert, die während der Völkerwanderung nach Norditalien aufbrachen. Bardewik, heute Bardowick, ist der alte Hauptort dieses Gaus.

Wilfrith saß unter dem leicht vorspringenden Reetdach des großen Haupthauses im Schatten und ruhte sich aus. Seine Hände waren von der ungewohnten Arbeit schwielig und zerschunden, aber er schaute doch zufrieden über die fast abgeernteten Äcker seines älteren Bruders. Vor ihm schlängelte sich ein kleiner Weg zwischen den Feldern nach Südwesten, dem Lauf eines Baches folgend. Dort lagen der Hof des Nachbarn Willebrod und dann das Kirchdorf Sirksfelde. Im Westen und Nordwesten schloss dichter Wald an den Grund des Hofes an. Nach Nordosten hin wurde die Bewaldung dünner und bald wichen die letzten Birken harten Halbgräsern, um schließlich dem Torfmoos Platz zu machen. Das Duvenseer-Moor begann.

Wilfrith sah keinen Grund zur Klage. Gott, der ewige Vater, hatte in seiner Barmherzigkeit Thankmars Hof nach der Katastrophe von Ebbekesdorp vor weiterem Unheil bewahrt. Auch das Wetter war ein deutliches Zeichen des himmlischen Segens. Der gesamte September war sonnig gewesen und versprach in einen goldenen Oktober zu münden. Nach dem eher feuchten Sommer bescherte das eine gute Ernte. So musste sich Wilfriths älterer Bruder Theobald, nun der neue Herr auf Thankmars Hof, auch keine Sorgen machen, wenn zur Erntedankfeier der Zehnt ins nahe gelegene Kirchdorf gebracht werden musste. Der Bischof hoffte durch die Verbindung von Feier und Abgabe die Verbitterung der Bauern zu beschwichtigen und hatte seine Priester angewiesen, den Zehnt am Erntedanktag für den späteren Weitertransport zum Bischofssitz zu sammeln.

Schließlich kam der Michaelistag<sup>10</sup> und damit zugleich der Tag des Erntedankfestes heran. Wilfrith freute sich darauf, endlich wieder ein geweihtes Gotteshaus betreten zu können. Er hatte während der Feldarbeit seine Pflichten schleifen lassen, meist ganz

---

<sup>10</sup> Das Michaelsfest ersetzte das alte Erntefest der Sachsen. Vor deren Missionierung opferten sie in der Woche der Tagundnachtgleiche Wotan, dem Göttervater. Auf der im Jahre 813 in Mainz abgehaltenen Synode ersetzte Kaiser Ludwig der Fromme dieses Fest durch das des Erzengels Michael, der von da an Schutzpatron des Kaiserreiches wurde.

auf Prim, Terz, Sext und Non, die kleinen Horen, verzichtet und nur die drei großen Stundengebete verrichtet.

Mit Ausnahme des alten Burwido, des inzwischen wohl über 70 Winter zählenden Großvaters Wilfriths, der sich aus der ‚Fränkischen‘ Kirche nicht viel machte, und Willehad, der während des Kirchbesuchs der anderen auf den Hof aufpassen sollte, waren auch die übrigen Mitglieder der Familie seit dem frühen Morgen in heller Aufregung. Weniger, weil sie sich, wie Wilfrith, auf die heilige Messe freuten, als vielmehr wegen der Gelegenheit, Nachbarn und Freunde zu treffen. Der bäuerliche Alltag und die weiten Entfernungen zwischen den Höfen ließen sonst wenig Zeit für solche Abwechslungen. Besonders die jungen Leute fieberten dem Fest entgegen. Alle hatten für den Gang zur Kirche ihre besten Gewänder angelegt. Die junge Elisabeth, die einzige der drei Schwestern Wilfriths, die noch auf dem Hof lebte, trug ein Kleid aus blauem Leinen, das wie die ‚guten‘ Kleider aller Frauen zweimal um die Taille gegürtet wurde. Besonders stolz war sie aber auf ihre Fibel, an der ein kleiner Silberring mit einem Biberzahnmulett hing. „Trägst du wieder dieses Heidending?“, schnauzte ihre Schwägerin Eilika, Theobalds Frau und damit die neue Hausherrin, sie denn auch an.

„Ich habe sie von Großmutter geerbt! Du hast ja keine Ahnung, was für ein guter Mensch sie war, da du sie gar nicht mehr kennen gelernt hast!“, antwortete Elisabeth trotzig. Von einer Angeheirateten, die erst seit drei Jahren auf dem Hof lebte, wollte sie sich nichts sagen lassen.

„Aber auch deine Mutter ist sich nicht sicher, ob nicht ein heidnischer Zauber darauf liegt“, beharrte Eilika. Die neue Rolle als Hausherrin hatte sie noch nicht vollständig verinnerlicht, und gegenüber der jungen Schwägerin gebrauchte sie oft noch die Unterstützung und Autorität ihrer Schwiegermutter.

Wilfrith schmunzelte bei dem Gezanke. Zum einen wusste er, dass seine Schwester tatsächlich sehr an ihrer Großmutter geangen hatte, zum anderen sollte das ungewöhnliche Schmuckstück die Blicke der jungen Burschen sicher nicht magisch, sondern auf ganz natürliche Weise auf die richtige Spur lenken. So waren junge

Mädchen nun einmal, Schmuck und Haarflechten und solche Dinge. Und als getaufte Christin wäre Elisabeth ohnehin vor allen Zauberkraften geschützt.

Endlich gab Theodbald das Zeichen zum Aufbruch.

Beim Hofe Willebrods, des Nachbarn, schloss sich dieser mit Familie und Gesinde dem kleinen Zug an. Lediglich Vlad, ein Knecht, dessen langer dunkler Haarschopf im Gegensatz zum blonden Haar der Sachsen schon von weitem verriet, dass er keiner von diesen war, sondern einem der Stämme jenseits des *limes saxoniae* angehörte, blieb zurück, um das Anwesen zu bewachen.

„Wie ich sehe, hat der Herr Eure eine Hufe Land reichlich mit Gaben gesegnet?“, hörte Wilfrith die Stimme seiner Mutter Gertrude spitz fragen, als sie den Wagen mit den Abgaben des Nachbarhofes sah.

Auch wenn Willebrods erstgeborener Sohn bei Ebbekesdorp geblieben war, zählte seine Sippe fast genauso viele Seelen wie die Leute vom Thankmarshof. Wilfrith wusste, dass der Erfolg der Nachbarn, trotz eines kleineren Hofes und weniger Land, seiner Mutter ein Dorn im Auge war.

Ohne Groll hatte sie den großen Schlüsselbund, das Zeichen der Hausherrin, an ihre Schwiegertochter abgetreten, und aus Trauer um ihren gefallenen Ehemann die bunten Tücher und den Schmuck gegen eine einfache dunkle Kappe eingetauscht, aber den eitlen Stolz, der auch Thankmar zu Eigen gewesen war, hatte sie trotz allem nicht verloren.

„Ja, das war auch notwendig, nach all dem Leid, was wir dieses Jahr ertragen mussten“, antwortete die Nachbarin, und nach kurzem Nachdenken fügte sie noch hinzu: „Du Arme musstest doch sogar deinen Platz hinter dem Herd räumen, nicht wahr?“

Wilfrith stöhnte bei diesen Sticheleien innerlich auf. Beide Frauen hatte doch das gleiche Unglück getroffen, was machten sie sich nun gegenseitig noch das Leben schwer? Und das noch dazu am heiligen Michaelstag auf dem Weg zur Kirche! Gleich würden sie das Sakrament empfangen, mit unreinen Herzen und unreinen Lippen.

Doch dann nahm das Gespräch zwischen den Nachbarinnen eine glücklichere Wendung und Wilfrith wurde von seiner jüngeren Schwester abgelenkt: „Ist die Kirche nicht wundervoll? Habt ihr in Bremen auch Gebäude aus richtigen Steinen? Und wie süß die Glocke klingt, wie der Gesang der Engel!“

Wilfrith konnte Elisabeth gut verstehen, die Kirche in Sirksfelde war zwar klein, bestand aber aus echtem Stein und Mörtel, wie nur ganz wenige Gebäude im Sachsenland. Einige der größeren Blöcke in der Kirchenmauer waren mit Runen gezeichnet. Man hatte sie von dem alten Götzentempel genommen, in dessen verfallenem Ringwall sich nun die Kirche erhob, und in die Mauern des Gotteshauses eingefügt, um ihre Zauberkraft zu bannen. Dennoch glaubten nicht wenige der Kirchgänger, dass gerade diese Runen dem Gebäude eine besondere Macht verliehen.<sup>11</sup> Die Kirche war St. Michael geweiht, wie fast alle im Sachsenlande. Der Führer der Himmlischen Heerscharen, der einst den Teufel aus dem Himmel gestürzt hatte, war nicht nur nach Wilfriths Geschmack. Für solch ein kriegerisches und von heidnischen Nachbarn hart bedrängtes Volk wie den nordalbingischen Sachsen war er als Heiliger genau der Richtige. Sogar Wilfriths Großvater, der ältere Burwido, äußerte einmal, als über die Kirche gesprochen wurde, der heilige Michael sei wohl niemand anderes als der Held Siegurd, der vor langen Zeiten den Drachen Fafnir fällte und durch dessen Blut unverwundbar wurde. Michael sei sicher nur der fränkische Name. In seinen Augen war das ein hohes Lob, und er konnte gar nicht verstehen, warum sein Enkel Wilfrith das nicht hatte gelten lassen. „Mit dem Drachenblut wurde Siegfried zwar unverwundbar für irdische Waffen, aber gegen die wahren Angriffe, die auch die Seele bedrohen, kann nur das Blut unseres Erlösers schützen. Er hat es freiwillig für uns gegeben, und es hilft mit Gewissheit. Kein Lindenblatt kann den betrügen, der sich da hinein taucht!“, hatte er gepredigt, doch auch jenes Mal vermochten seine Worte den Großvater nicht zu überzeugen.

---

<sup>11</sup> Die steinerne Kirche in Sirksfelde hat es nie gegeben, Reste des Ringwalls existieren aber heute noch.

Der kleine Kirchenraum fasste an diesem Festtag kaum die Besucher, die, vom guten Wetter begünstigt, von allen umliegenden Höfen herbeiströmten. Vor dem Altar stand Chlotar, der Priester, ein Franke. Seine sächsische Ehefrau Gundula saß stolz und aufrecht mit ihren drei Kindern in der ersten Reihe.<sup>12</sup> Hinter Chlotar, über dem Altar, hing der einzige Schmuck der Kirche, ein etwa zwei Fuß hohes Kruzifix. Christus war mit dicken Eisennägeln an ein einfaches Holzkreuz geheftet. Die Arme hatte er rechtwinklig ausgebreitet, und zusammen mit den sanften Gesichtszügen sah es so aus, als wollte der Heiland noch im Augenblick des Todes die ganze Welt umarmen. Dies erschien den meisten Männern ziemlich seltsam. Das Silber des Messgeschirrs, das im Glanz der dicken Kerzen aus feinstem Bienenwachs funkelnd auf dem Altar stand und seiner Bestimmung harrte, wirkte da schon einem Heiligtum angemessener. Viel Zeit blieb allerdings nicht für solche Betrachtungen, denn die Predigt fiel kurz aus. Bald folgte das übliche Hokuspokus und die Hostien wurden verteilt.

„Der Priester hat nicht Hokuspokus gesagt, sondern *Hoc est corpus meum*, das ist Latein und bedeutet: Dies ist mein Leib!“, zischte Wilfrith verärgert, als er einen entsprechenden Kommentar seines Banknachbarn aufschnappte. Eigentlich hatte er sich vorgenommen, sich nicht in seiner Andacht stören zu lassen. Seine Nachbarn zuckten nur gelangweilt die Achseln: Für sie konnte es genauso gut bei Hokuspokus bleiben.

„Nichts für ungut, Bruder, aber dieser Franke sagt bestimmt Hokuspokus, weil das kürzer ist und er so schneller an den Zehnt kommt“, flüsterte eine Stimme hinter ihm. Wilfrith biss sich auf die Unterlippe, er kannte diese Haltung seiner Landsleute: Die Bauern waren mit der Abgabe noch immer nicht einverstanden. Der Glaube an den christlichen Gott und die Heiligen war eine Sache, aber das Geld eine ganz andere. Sie sahen darin eine fränkische List, um den unterworfenen Sachsen noch mehr Güter abzupressen. Die alten Götter hatten schließlich auch kein solches Opfer verlangt.

---

<sup>12</sup> Der Zölibat war noch nicht den gewöhnlichen Priestern, sondern nur Mönchen vorgeschrieben.

Wie dem auch war, nach dem kurzen Gottesdienst blieb mehr Zeit, um Neuigkeiten und Klatsch auszutauschen, und das wurde von allen bereitwillig genutzt. Irgendwoher tauchten Bier und Met auf, und unter deren Einfluss lockerten sich auch die Zungen der zuvor schweigsamen Männer. Am meisten Aufsehen unter den Bauern erregte ein Händler namens Guntlof aus der Hammaburg, der Verwandte in der Gegend besuchte. Wilfrith hörte, dass er gerade erst aus dem Norden zurückgekehrt war, vom dänischen Haithabu. Zuvor hatte er sogar die Wagrier in Starigard und Liubice<sup>13</sup> aufgesucht. Doch hatte er sich nicht getraut, auf direktem Wege nach Westen heimzukehren, denn das Grenzgebiet am sächsischen Limes war ihm zu unsicher. Er entschied sich für die Route über das Meer zu den Dänen und von dort weiter auf dem Landweg nach Süden.

„Auch wenn mich das einen vollen Monat gekostet hat, bin ich doch froh, mit heiler Haut wieder in die Hammaburg gekommen zu sein. Einigen anderen Sachsen ist es im Land der Abodriten übel ergangen!“, berichtete er gerade, als Wilfrith dazu trat.

---

<sup>13</sup> Haithabu, zur Zeit Wilfriths eine dänische Stadt, die Vorgängersiedlung des heutigen Schleswig, Liubice ist das slawische Alt-Lübeck, Starigard ist der alte slawische Name für das heutige Oldenburg in Holstein.

## Kapitel 2 - Die ersten Gerüchte

### Wilfrith



Haithabu ist eine riesengroße Stadt, umgeben von hohen Wällen und tiefen Gräben“, setzte Guntlof die Schilderung seiner Erlebnisse fort. „Allein das Stadtgebiet bedeckt gut drei Hufen Land, mindestens! An die 20 Knorren<sup>14</sup>, aber auch einige Langschiffe und slawische Boote lagen im Hafen. Und auf den Straßen spricht man nicht nur Nordisch, sondern auch Sächsisch, Wagrish und andere Dialekte. Nicht, dass ich alles verstehe, aber jemand, der so weit rumgekommen ist wie ich, weiß sich schon zu helfen. Mit Latein“, sagte er mit einem Seitenblick auf Wilfrith, der der Mönchssitte entsprechend geschorene Haare und die graubraune Kutte der Benediktiner trug, „werdet ihr dort nicht weit kommen.“

Die meisten seiner Zuhörer waren Bauern aus der Umgebung und viele von ihnen hatten noch nicht einmal die Hammaburg mit eigenen Augen gesehen. Sie staunten entsprechend über die Schilderung des Händlers, so etwas war doch kaum zu glauben! Doch Guntlof war ein Vetter von Worad, dem Herrn auf dem Duvenseehof, einem richtigen Edlen, und deshalb mussten sie ihm wohl vertrauen. Worad selbst saß nur dabei und lächelte zufrieden in sein Methorn hinein.

„Erzähl uns doch auch, was du jenseits der Grenze im Slawenland erlebt hast!“, bat eine der jungen Frauen. Guntlof, der sich in der Rolle des Erzählers und noch mehr in der des Abenteurers gut gefiel, entsprach bereitwillig ihrer Bitte. „Nach Haithabu bin ich von Starigard aus gekommen. Die Strecke lässt sich gut an der Küste entlang fahren. Ich fuhr mit Mieszko, einem Wagrier, den ich schon von früheren Geschäften her kannte. Er tauscht Pelze und Honig bei den Dänen gegen Eisenwaren ein. Die Geschäfte damit laufen im gesamten Osten immer noch bestens. Die Abodriten würden für Eisen auch ihre Großmütter verhökern! Bei Starigard im Norden

---

<sup>14</sup> Die kleineren und breiteren Handelsschiffe der Wikinger.

brauchte ich dann keine Angst mehr haben, als Sachse erkannt zu werden. Und Mieszko beißt sich lieber die eigene Zunge ab, als seinen Geschäftsinteressen zu schaden, der alte Gauner. In Liubice habe ich lieber noch behauptet, Däne zu sein, denn wir Sachsen stehen bei denen derzeit nicht hoch im Kurs. Weiter südlich bei den Polaben in Racisburg oder Michilinburg,<sup>15</sup> geradewegs von hier nach Sonnenaufgang zu, sollen sie sogar ein paar Sachsen gefangen und einige Händler massakriert haben! Wer weiß, was die Bande ausbrütet. Ich hoffe nur, dass bald wieder ein mächtiger Herzog aufsteht und unseren Nachbarn zeigt, wo sie hingehören.“

Bei den letzten Sätzen wurde Wilfrith unruhig. Sachsen gefangen und ermordet? Geradewegs hinter dem *Limes saxoniae*? Er dachte an den letzten Brief seines alten Lehrers und Mitbruders Dietrich, der ihm auch wie ein Vater gewesen war und mit dem er immer noch in Kontakt stand. Der alte Mönch hatte Wilfrith in dem Kloster in der Hammaburg unterrichtet, bevor jener nach Bremen ins Kloster abberufen wurde. Dietrich hatte sein altes Ziel, die Missionierung der slawischen Stämme jenseits des Limes, nie aus den Augen verloren. Gerade im vergangenen Jahr, zum Fest der heilbringenden Geburt Christi<sup>16</sup> hatte er das letzte Mal von ihm gehört. Dietrich schrieb, er bräche im Januar 880 nun endlich auf. Die Sümpfe wären dann zugefroren und so ein bequemerer Reisen möglich. Er meinte, er habe bereits zu lange für die Vorbereitungen gebraucht, nun sei es höchste Zeit loszuziehen. Er würde schließlich auch nicht jünger. Der Abt in der Hammaburg und Stellvertreter des Erzbischofs habe ihm schweren Herzens seinen Segen erteilt. „Aber komm zurück, ehe der nächste Winter anbricht“, hatte er ihm aufgetragen.

All das beschrieb Dietrich in seinem Brief, und mit seiner Freude, endlich losziehen zu können, hatte er damals auch Wilfrith angesteckt.

Eigentlich wollte sich Dietrich nach der Rückkehr von dieser ersten Erkundung wieder melden, denn er hoffte immer noch, auch

---

<sup>15</sup> Heute Ratzeburg und Mecklenburg

<sup>16</sup> Die Bezeichnung Weihnachten kam erst im 12. Jahrhundert auf.

Wilfrith für seine Arbeit zu gewinnen. Doch dann kam der Ascomanneneinfall und die Schlacht bei Ebbekesdorp und Wilfrith hatte Bremen mit der bequemen Schreibstube verlassen müssen, um seiner Familie beizustehen. Eigentlich hätte er hier doch etwas von der Rückkehr Dietrichs mitbekommen sollen, überlegte er. Wenn nun diese gefangenen oder gar getöteten Sachsen ... Nein, das durfte nicht sein. Das konnte der Herr Jesus Christus, dessen Reich in Zeit und Ewigkeit und schon gar nicht am sächsischen Limes ein Ende hatte, doch nicht zulassen! Dietrich war so ein frommer Mann. Das mussten selbst die Wilden spüren. Solch eine Freveltat wagten sie bestimmt nicht. Und wenn sie es doch wagten? War nicht auch der heilige Bonifatius bei Dokkum vor erst 100 Jahren von den Friesen erschlagen worden, mit der erhobenen Bibel über seinem Haupte? Und die beiden Ewalde, die wie Hunde mit Knüppeln totgeprügelt wurden, als sie in Westfalen predigten? Und der erste Bischof in Sachsen, der selige Willehad, war er nicht, nur eine Woche, nachdem er seine Kirche in Bremen geweiht hatte, von den wütenden Heiden mit der Märtyrerkrone geschmückt worden? Und das, so dachte Wilfrith mit Schaudern, war noch nicht einmal 100 Jahre her. Die letzten Untaten hatten seine eigenen Landsleute vor nicht ganz 40 Jahren begangen, als die Stellinga-Aufstände tobten. Angestachelt von König Lothar, der sich zwar christlich nannte, dem es aber nur um seine Macht und nicht um den wahren Glauben ging! Wilfrith unterbrach seine Gedanken und die Rede des Kaufmanns, der inzwischen von seinen Abenteuern in Liubice berichtete: „Was weißt du noch über diese unglücklichen Sachsen? Was suchten sie im Land der Abodriten und kannst du dich vielleicht an ihre Namen erinnern?“

„Tja, das ist eine schlimme Geschichte, aber ich gebe zu, wenn man nicht so schlau und erfahren ist wie ich, kann es wohl jedem jenseits der Grenze so ergehen. Also, wo war ich? Ach ja, ich hatte mich als Däne verkleidet, das gelingt mir gut, da ich ja neben dem Wagrischen auch das Nordische ganz gut beherrsche. Ich wurde also von den finster dreinblickenden Spießgesellen zum Hochsitz Häuptling Pribizlaus' gebracht. Genau in die Mitte der Wallburg.

Mensch, Guntlof, dachte ich mir, wie willst du hier je wieder herauskommen ...“

„Entschuldige Guntlof, aber es ist mir wichtig. Fällt dir noch irgendetwas über diese gefangenen Sachsen ein?“, unterbrach ihn Wilfrith erneut.

„Hm, so wichtig? Naja, ein Priester soll dabei gewesen sein und ein Händler, aber einen Händler haben sie auch abgeschlachtet. Ich weiß sonst leider nichts Genaues. Ich war ja nur bei den Wagriern und nicht im Gebiet der Polaben, bei denen sich das Ganze abgespielt haben soll. Auch wenn sich ein direkter Handel mit ihnen sicher lohnte.“

Was aber ein Priester dort wollte, kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Die Abodriten sind doch allesamt finstere Heiden. Und Namen ... Ich fürchte, selbst wenn man mir welche genannt hätte, wären sie alle unverständlich, denn wir haben doch dieselben Probleme mit deren Namen wie sie mit unseren. Tut mir leid, dass ich dir nicht weiter helfen kann. Warum ist es dir so wichtig, Mönch?“

„Ach, ich hatte nur so eine Ahnung, wahrscheinlich irre ich mich. Aber einige leben noch, sagtest du?“

„Soviel ich vernommen habe, ja. Doch das ist nun schon zwei Monate her, und bis Gerüchte von den Polaben zu den benachbarten Wagriern dringen, dauert es sicher auch einige Tage.“

Das war nun wirklich alles, was Guntlof von den unglücklichen Sachsen berichten konnte. Vermutlich hatte er lediglich mit seinem Freund Mieszko beim Zechen darüber geplaudert, in Haithabu oder höchstens in Starigard, aber sicher nicht weiter im Süden, überlegte Wilfrith. Dennoch könnte an den Gerüchten etwas dran sein. Die Zeiten passten zusammen. Vor drei Monaten, das war dann also Anfang Juli. Da war Dietrich sicher noch im Slawenland, es sei denn, er hatte, als er von der Niederlage bei Ebbekesdorp vernahm, seine Sachen gepackt und war heimgekehrt. Wie es jeder vernünftige Mensch getan hätte. Andererseits, was konnte man in dieser verrückten Zeit, in der Teufel und Heiden so grimmig gegen die Herde der Heiligen wüteten, schon vernünftig nennen? Viel-

leicht fürchtete Dietrich, dass die Dänen erneut die Hammaburg angreifen könnten und fühlte sich bei den Polaben oder Wagriern oder noch weiter im Osten sogar sicherer? Egal. Es würde auf keinen Fall schaden, wenn er nach der Ernte in die Hammaburg reiste, um seine alten Freunde und Brüder zu besuchen und sich gleichzeitig nach Dietrich zu erkundigen. Im Winter wurde seine Hilfe ohnehin nicht mehr so dringend benötigt. Außerdem wäre es eine gute Gelegenheit, noch einmal seinem alten Kloster einen Besuch abzustatten, bevor er nach Bremen zurückkehrte.

Am Abend, nachdem alle vom Erntedankfest heimgekehrt waren, wollte Wilfrith die geplante Reise mit seinem älteren Bruder Theodbold besprechen. Doch er kam nicht dazu, da Theodbold vom langen Tag und vielleicht auch vom Met zu müde war und sich sofort mit seiner Frau in die Kammer hinter der großen Diele des Haupthauses zurückzog. So legte Wilfrith sich in seine alte Kammer, die nun seinem Bruder Burwido gehörte, mit dem er sich jetzt den Strohsack teilte. Sie lag in dem kleinen Nebengebäude, in dem außer einigem Ackergerät nur das Kleinvieh seine Stallungen hatte. Im Winter wurde es hier so kalt, dass man ins Haupthaus zum ständig brennenden Herdfeuer und zu den Rindern und Pferden umziehen musste, doch noch war es warm, und Wilfrith konnte durch eine kleine offene Luke gelegentlich die Geräusche der Tiere auf der Weide hören. Neben ihm schnarchte sein jüngerer Bruder laut und regelmäßig. Er hatte sicher eine gehörige Portion Met abbekommen.

Die Nacht war sternenklar und der halbe Mond schien durch die Luke und erleuchtete die Kammer fast taghell. Wilfrith dachte an alte Zeiten und an seinen Lehrer Dietrich.

In Hammaburg hatte die Schlafhalle der Klosterschüler, das *dormitorium*, auch ein Fenster, durch das der Mond scheinen konnte. Der zehnjährige Wilfrith hatte sich oft gefragt, ob man den Mond von zu Hause genauso sehen könnte, und vor Heimweh wurde ihm dabei ganz weh ums Herz. Er weinte oft, bis er in den frühen Morgenstunden kurz vor der Matutin erschöpft in den Schlaf sank. Viele der anderen Jungen waren schon größer und die meisten von ihnen kamen aus der näheren Umgebung, so dass sie

ihre Verwandten öfter sahen. Wilfrith war sich damals sehr alleine vorgekommen. Eines Nachts im Januar, in der es auch sternenklar war, aber kein Mond schien, der ihm als Verbindung nach Hause dienen konnte, hielt er es nicht mehr aus. Vorsichtig, um niemanden aufzuwecken, stand er in der Dunkelheit auf, zog sich an und schlich aus dem *dormitorium*. Er wollte nach Hause zu seinen Eltern laufen. Er konnte sich zwar nicht mehr genau an den Weg erinnern, aber das war ihm in diesem Moment egal, der würde ihm schon wieder einfallen, wenn er ihn vor sich sah. Draußen war es eisig kalt, so dass er es sich fast anders überlegte, doch dann stapfte er entschlossen durch den Schnee. Das Tor der kleinen Benediktinerabtei war aber verschlossen und der eiserne Riegel so kalt, dass seine Hände fast daran kleben blieben. Er mühte sich ab, doch vergeblich, das kalte Eisen bewegte sich keinen Fingerbreit. Mutlos sank er neben der Tür in den Schnee. Es war so kalt, dass er schon gar nicht mehr merkte, wie sehr er fror. Da legte ihm plötzlich jemand von hinten einen weichen, schweren Umhang über die Schultern. Es war Dietrich. Er hatte wohl schon eine ganze Weile schweigend in der dunklen Ecke neben dem Tor gestanden und ihn beobachtet. Wilfrith hatte ihn gar nicht bemerkt. Er war sehr erschrocken, als er sich erwischt sah. Auf das Fortlaufen standen harte Strafen und die Lehrer waren bei Leibe nicht alle so sanft und liebevoll wie ihre Lehre.

Dietrich fragte Wilfrith jedoch scheinheilig, ob er wohl auch die Sterne anschauen wollte. Vielleicht auch nicht schein- sondern tatsächlich heilig, hatte Wilfrith sich später überlegt. Jedenfalls fand Dietrich, das Betrachten der Sterne wäre eine sehr nützliche Angewohnheit, es half ihm stets, die Größe Gottes zu erkennen. Auch erfüllte es ihn mit Frieden, wenn er unruhig war. Außerdem konnte man mit den Sternen seinen Weg finden.

„Kennst du den Nordstern?“, hatte Dietrich gefragt. Langsam wurde Wilfrith wärmer, und ja, natürlich, er kannte den Nordstern und konnte ihn Dietrich auch zeigen. Dieser schien sehr zufrieden und zeigte Wilfrith noch viele andere schöne Sternbilder und erzählte Geschichten. Darüber vergaß Wilfrith ganz, dass er eigentlich

nach Hause laufen wollte. Am nächsten Morgen beim Frühgebet schielte er ängstlich zu Dietrich hinüber, denn er befürchtete, nun doch noch bestraft zu werden. Doch jener sah nur andächtig vor sich hin, dann lächelte er einmal ganz kurz in Wilfriths Richtung, so dass dieser sich fast schon schämte, an der Verschwiegenheit seines Lehrers gezweifelt zu haben. In den folgenden Nächten schlich sich Wilfrith noch öfter heimlich aus dem Schlafsaal, aber nicht mehr um nach Hause zu laufen, sondern um Dietrich zu treffen und mit ihm über Sterne und fremde Länder zu reden. Er hatte immer noch Heimweh, nur dachte er immer seltener daran. Und als er im Sommer zu Besuch zu Hause auf dem väterlichen Hof war, bekam er fast ein wenig Heimweh nach Vater Dietrich. Nach und nach war dieser ihm zu einem wirklichen zweiten Vater geworden, nicht nur der Anrede nach. Und durch diesen zweiten Vater hatte er dann auch seinen dritten Vater dort oben hinterm Sternenzelt gefunden und erkannt, welch ein Glück es war, als Priester in seinen Dienst treten zu dürfen.

Und dieser Dietrich war nun in den Händen der Abodriten – „NEEIN, verdammt noch mal!“ Mit einem Schrei fuhr Wilfrith von seinem Lager auf. Neben ihm fiel Burwido vor Schreck vom Strohsack auf den gestampften Lehm Boden. „Nein, bei allen Heiligen“, verbesserte sich Wilfrith rasch, und wurde rot, weil er sich für sein Fluchen schämte.

„Was ... Wo – äh, wer sind ... Werden wir überfallen?“, stammelte Burwido, so unsanft aus seinem metverhangenen Schlaf gerissen.

„Ich muss in die Hammaburg“, murmelte sein Bruder, mehr zu sich selbst, als um die Frage zu beantworten.

„Was, jetzt sofort?“

„Nein, du hast recht, morgen früh wird auch noch reichen, legen wir uns also wieder schlafen.“

Damit legte sich Wilfrith hin und tat, als ob nichts gewesen wäre. Burwido grummelte noch eine Weile etwas von total verrückten Pfaffen, schlummerte dann aber auch rasch wieder ein. Am nächsten Tag erwachten die meisten Familienmitglieder etwas ver-

spätet, der junge Burwido, bleicher als üblich, erschien erst, als die Magd Wulfhild zur Morgensuppe rief.

„Ich werde einige Tage in die Hammaburg reisen, um mein altes Kloster und die Brüder wiederzusehen“, verkündete Wilfrith bei der Mahlzeit.

„Was willst du denn da?“, wunderte sich Theobald. „Wir haben doch noch so viel zu tun und du weißt doch, dass uns seit dem Frühjahr zwei Reitpferde fehlen, so dass ich dir keines ausleihen kann!“

„Das Wetter sieht stabil aus, und du hast ja noch Burwido und die Knechte, um das restliche Heu einzubringen“, antwortete Wilfrith. „Das Laufen macht mir übrigens nichts aus, unser Herr ist mit seinen Jüngern auch meist gelaufen.“

Wilfrith sah, dass Theobald dieser unerwartete Verlust einer Arbeitskraft nicht passte, aber dieser schluckte einen weiteren Kommentar herunter. Wilfrith war ihm schließlich keine Rechenschaft schuldig und Theobald musste schon für die bisher geleistete Hilfe dankbar sein.

### **Wilfrith, August 881**

Wilfrith blinzelte und sah von seiner Arbeit auf. Die Sonne stand tief im Westen, und ihre Strahlen fielen nun fast waagrecht ins *scriptorium* und blendeten ihn. Ja, Theobald war schon gegen seine Reise in die Hammaburg gewesen. Aber was hatte damals eigentlich sein jüngerer Bruder gesagt? Wilfrith biss sich nachdenklich auf die Unterlippe und versuchte sich daran zu erinnern, was Burwido ihm später berichtete. Dann tauchte er die Feder entschlossen in die Tinte. Die letzte halbe Stunde vor Sonnenuntergang würde er noch zu nutzen wissen.

### **Burwido, September 880**

Der junge Burwido war sich nicht ganz sicher, ob er nicht schon früher einmal von Wilfriths Plan, nach Hammaburg zu reisen, gehört hatte. In der letzten Nacht etwa, oder war das ein Traum gewesen? Aber es fiel ihm schwer genug, sich darauf zu konzen-

trieren, die dünne Morgensuppe aus Milch und Hafer bei sich zu behalten, zumindest würde er die nächsten Tage einen Bogen um den Met machen. So musste sich also Willehad jeden Morgen fühlen, dachte Burwido bei sich, denn der Hüne vertrug, für einen Sachsen ganz und gar ungewöhnlich, keine warme Milch. Da meldete sich Wilfriths Stimme wieder zu Wort und riss seine Gedanken fort von Milch und Met.

„Der Weg nach Hammaburg ist nur eine knappe Tagesreise und ich kenne ihn von früher her noch bestens. Außerdem sind die Straßen derzeit im Gegensatz zu unseren Grenzen sicher“, erläuterte er gerade. „Ich werde nur ein wenig Brot und einen Tonkrug voll frischen Wassers mitnehmen. Wenn ich gleich nach dem Frühstück aufbreche, komme ich bequem vor Sonnenuntergang an. In einer Woche bin ich wieder bei euch.“

Als Wilfrith schließlich aufbrach, schaute Burwido ihm neidisch hinterher. Er selbst musste einmal mehr bei der Familie und der Feldarbeit zurückbleiben. Er wollte nicht so werden wie sein ältester Bruder, der mit einem einfachen Bauerndasein zufrieden schien. Theobald kam ihm immer vor wie eine seiner eigenen Milchkühe. Ruhig, geduldig, fleißig. Sich selbst verglich er lieber mit einem jungen Pferd, wild und frei, mit dessen Zureiten er sich am liebsten beschäftigte.

## Wilfrith

Am Abend bemerkte Wilfrith Rauchfahnen, die vor ihm aus einer Niederung aufstiegen, dann sah er die Hammaburg auf ihrem flachen Geestrücken zwischen Alstra und Bilen<sup>17</sup> liegen. Die Wälle der Burg bildeten ein massives Rund. Große Teile der Befestigung und alle Häuser im Inneren waren neueren Datums. Als der Dänenkönig Horik vor nunmehr 35 Jahren die Stadt mit angeblich mehr als 600 Schiffen angegriffen und überrannt hatte, war von der Innenstadt und besonders den kirchlichen Einrichtungen nur ein Schutthaufen übrig geblieben;<sup>18</sup> als hätte sich der Zorn der Wikinger

---

<sup>17</sup> Heute Alster und Bille

<sup>18</sup> Im Jahre 845

## Der Autor



Sven R. Kantelhardt, Jahrgang '76, wurde in Gießen geboren und studierte Medizin und Ökotropologie. Derzeit arbeitet er in der Neurochirurgischen Universitätsklinik in Mainz.

Obwohl ihn eine ausgeprägte Reiselust in inzwischen mehr als 50 Länder auf den meisten Kontinenten trieb, kehrt er auch mit seinem neuen Roman in die Heimat der eigenen Vorfahren zurück. Die Recherchen für „Hengist und Horsa“ führten ihn aber nicht nur an die heimische Nordseeküste, sondern auch rund um die britischen Inseln, oft mit dem Segelboot oder zu Pferde, und schließlich bis hinauf zu den winterlichen Shetlandinseln.

Nach „Mönchsblut“ und „Hengist und Horsa“ ist „Brand und Mord“ sein dritter Roman.

Unser gesamtes Verlagsprogramm  
finden Sie unter:

[www.acabus-verlag.de](http://www.acabus-verlag.de)  
<http://de-de.facebook.com/acabusverlag>

